

Lebensfragen

Ein Buch kann uns zum Weinen bringen. Aber wieso? Seit vielen Jahren denkt der Erzählforscher Matías Martínez darüber nach, wie uns Geschichten verändern



Foto: Sebastian Wolf für DIE ZEIT

Warum berührt uns Literatur, Herr Martínez?

Matías Martínez, 62, ist Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Wuppertal. Seine »Einführung in die Erzähltheorie« (mit Michael Scheffel) erschien 2020 in der 11. Auflage

Matías Martínez: Weil sie uns in eine ausgedachte Welt führt, die dennoch reale Gefühle in uns auslöst.

DIE ZEIT: Ein merkwürdiger Vorgang!

Martínez: Deshalb bezeichnet man ihn als »Fiktionsparadox«. Wir haben Mitleid mit Anna Karenina, obwohl wir wissen, dass sie gar nicht existiert. Oder denken Sie an pornografisches Erzählen: Wir lesen vom Begehren von Figuren – und der Körper reagiert mit Lust. Es gibt inzwischen neurowissenschaftliche Studien dazu. Demnach verarbeitet das Gehirn Darstellungen realer Ereignisse in denselben Arealen und auf ähnliche Art wie fiktive Geschichten. Ich bin aber skeptisch, ob man Ihrer Frage damit wirklich näherkommt.

ZEIT: Wieso?

Martínez: Weil wir Literatur immer in einem ästhetischen Rahmen wahrnehmen. Der Text ruft Gefühle in uns hervor, und gleichzeitig beobachten wir uns dabei, wie wir diese Gefühle haben. Wir wissen während des Lesens, dass wir lesen – dieses oft nur unterschwellige Bewusstsein ist entscheidend, aus ihm speist sich der ästhetische Genuss: das, was Sie eben als »Berührtwerden« durch die Literatur bezeichnet haben.

ZEIT: Dann ist Literaturwissenschaftler ja ein sehr genussvoller Beruf.

Martínez: Dass ich unter anderem dafür bezahlt werde, Romane zu lesen, ist wunderbar. Zur Lust am Lesen kommt allerdings auch das Lesen mit dem Bleistift. Ich überlege dann: Was ist eine interessante Fragestellung für diesen Roman, wie muss ich ihn historisch einordnen, wie kann ich seine Machart und Struktur beschreiben? Es gibt diese schöne Formulierung des Germanisten Emil Staiger: Die Aufgabe der Literaturwissenschaft sei es, zu begreifen, was uns ergreift.

ZEIT: Sie haben an der Universität Wuppertal ein Zentrum für Erzählforschung mitgegründet. Welchen Fragen gehen Sie nach?

Martínez: Erzählen ist eine grundlegende kognitive Fähigkeit, um Wirklichkeit zu erfassen und zu vermitteln – wir analysieren deshalb nicht nur Literatur, sondern auch Reportagen, Instagram, Bußgeldbescheide.

ZEIT: Bußgeldbescheide?

Martínez: Die kriegen wir ja alle mal! So ein Bescheid schildert nüchtern einen behördlichen Vorgang – hinter dem sich aber eine hochemotionale Geschichte verbergen kann.

ZEIT: Und die Literatur ist sozusagen nur die meisterhafte Form des Erzählens?

Martínez: Meine Perspektive ist: Wir sind permanent in viele Geschichten zugleich verstrickt – auch dann, wenn wir keine Literatur lesen. Wir erleben Geschichten mit dem Partner, Eltern, Kindern, im Beruf, die selten klare Anfänge, Verläufe und Abschlüsse haben.

ZEIT: Was ist dann besonders an Literatur?

Martínez: Die Literatur ist gereinigt von den Zufällen und Zwängen der Realität. Wir können bestimmte Gedanken und Gefühle zulassen, die wir sonst verdrängen oder uns untersagen. Dass ein Bösewicht in Grimms Märchen grausam bestraft wird, nehmen wir durchaus mit Lust zur Kenntnis. Auch Kinder erkennen schon früh, wenn sie es mit fiktionalen Texten zu tun haben. Mit vier, fünf Jahren spätestens. Sie spüren: Die Welt von Rotkäppchen ist nicht die, in der sie leben.

ZEIT: Wie erspüren wir diesen Übertritt?

Martínez: An der Kommunikationssituation. Geschichten begegnen uns nie nackt, sie sind eingebettet in kulturelle Praktiken. Die Mutter, die abends im Bett vorliest. Oder: der Erzieher, der alle Kinder auffordert, es sich gemütlich zu machen, bevor er das Vorlesen beginnt. Oder denken Sie an die Gattungsbezeichnungen vorne auf dem Cover: Roman, Thriller, Fantasy. Wir lernen schon früh, solche Signale als Anweisungen zu verstehen: Achtung, hier beginnt die Fiktion! Hier gelten andere Regeln! Wer das nicht tut, ignoriert den ästhetischen Sinn des Textes.

ZEIT: Wie ruft ein Text ein Gefühl hervor?

Martínez: Das geschieht durch verschiedene Erzähltechniken: Der Autor erzählt abstrakt oder detailliert, in der Vergangenheitsform oder im Präsens, er schildert Dialoge in direkter oder indirekter Rede. Je intensiver ein Autor manche Techniken einsetzt, desto mehr wird der Leser in die fiktive Welt eingezogen. Dann spricht man von Immersion.

ZEIT: Bei welchem Buch hatten Sie selbst mal einen starken Immersionseffekt?

Martínez: Da fällt mir sofort der Roman *Die Wohlgesimten* des französischen Autors Jonathan Littell ein, 2007 erschienen. Das Buch verursachte damals einen riesigen Skandal. Es geht um einen SS-Offizier – einen infamen, faszinierend vielschichtigen Zyniker.

ZEIT: Was hat Sie daran so bewegt?

Martínez: Der Roman wird von der Hauptfigur selbst erzählt. Das bringt den Leser in die schreckliche Situation, quasi aktiv an all den grausamen Planungen und Morden des Holocausts teilzuhaben. Ich fühlte mit dem SS-Offizier mit, war fasziniert von seinem Intellekt und spürte zugleich: Diese Identifikation ist moralisch prekär.

ZEIT: Die Ich-Perspektive zwingt uns, in den Kopf des Täters zu kriechen?

Martínez: Es gibt sogar empirische Untersuchungen dazu. Sie bestätigen: Wenn das Geschehen über weite Strecken aus der Ich-Perspektive einer Figur erzählt wird, erleben wir das Eintauchen in die erzählte Welt besonders stark. Insbesondere, wenn das Geschehen in der Gegenwartsform geschildert wird.

ZEIT: Sie sprachen vom »Fiktionsparadox«: Wir lesen etwas Ausgedachtes, und gleichzeitig verändert sich unsere reale Gefühlswelt. Beruht darauf der berühmte Werther-Effekt aus Goethes *Leiden des jungen Werther*?

Martínez: Wir bekommen die ganze Geschichte fast nur aus der Perspektive von Werther geschildert, sind nah dran an seiner Gefühlswelt, seinem Liebesschmerz. Durch die Briefform entsteht der Eindruck der Unmittelbarkeit, fast wie beim Live-Reporter, der ein laufendes Spiel auf dem Fußballplatz schildert.

ZEIT: Werther nimmt sich das Leben ...

Martínez: Das Buch war ein großer Bestseller seiner Zeit, aber höchst umstritten – weil Goethe einen Selbstmord präsentiert, ohne ihn theologisch oder moralisch zu verurteilen. Vor allem befürchtete man, dass Werther als schlechtes Beispiel dient und Leser ihm nachfolgen in den Suizid. Doch es gibt nur einen einzigen belegten Fall unter den Zeitgenossen: Eine junge Frau hatte sich getötet – und in ihrer Tasche fand man das Buch. Daraus wurde später der Werther-Effekt.

ZEIT: Das ist also ein Mythos?

Martínez: Ja. Der Begriff kam erst in den 1970er-Jahren auf. Ein Soziologe hatte damals statistisch untersucht, ob der Suizid medial bekannter Persönlichkeiten dazu führt, dass in der Bevölkerung mehr Selbstmorde passieren. Es gab eine gewisse Häufung, aber der Effekt bleibt bis heute umstritten. Insbesondere natürlich, was den Einfluss von Literatur und Film angeht. In dem Bestseller *Tote Mädchen lügen nicht* von Jay Asher etwa – *Thirteen Reasons Why* ist der englische Originaltitel von 2007, es gibt auch eine Netflix-Verfilmung – tötet sich ein junges Mädchen. In der deutschen Ausgabe sind am Ende Hilfsangebote mit Notrufnummern für Suizidgefährdete beigefügt. Auch hier wird vom Verlag eine übermäßige Identifikation befürchtet.

ZEIT: Zu Unrecht?

Martínez: Zumindest verwischt ein solcher Hinweis die ästhetische Rahmung des Textes, der ja durchaus als Fiktion vermarktet wird. Ich lernte das Buch durch meine Studierenden kennen, in einem Seminar über populäre Literatur, dort wurde es von ihnen zur Lektüre vorgeschlagen. Der Roman berichtet von 13 Gründen, weshalb die Hauptfigur, eine Highschool-Schülerin, sich schließlich tötet. Einer davon: Sie wurde von einem Mitschüler unwissentlich nackt fotografiert. Natürlich ist das eine völlig inakzeptable Verletzung der Intimsphäre. Ich konnte trotzdem die Tragweite, die dem Vorfall im Roman zugewiesen wird, nicht ganz nachvollziehen. Wie meistens in germanistischen Seminaren war

ich einer der wenigen Männer im Raum und fragte: Helfen Sie mir mal, wieso treibt sie das bis in den Suizid? Einige Studentinnen haben dann erklärt, dass sie die extreme Reaktion der Protagonistin verstehen könnten.

ZEIT: Der Roman hatte Sie offenbar gar nicht erreicht.

Martínez: Er hat mich jedenfalls anders berührt als einige Studierende. Ob ich diesen Text lese oder eine junge Frau, die vielleicht selbst Cybermobbing erfahren hat, macht einen Riesenschied. Daran sieht man, wieso man Ihre Ausgangsfrage – warum Literatur uns berührt – in Wahrheit nicht beantworten kann: Jeder Text ermöglicht unendlich viele Formen der Rezeption und der emotionalen Reaktion.

ZEIT: Hat Sie das einfühlsamer gemacht für die Perspektive jüngerer Frauen?

Martínez: Ja, schon. Es gibt ein paar Studien dazu: Man hat die Empathiefähigkeit von Probanden gemessen, nachdem sie einerseits Sachtexte, andererseits literarisch-fiktionale Texte gelesen hatten. Nach der Lektüre von Literatur stieg sie tatsächlich stärker an. Aber mir erscheinen diese Experimente methodisch sehr wackelig.

ZEIT: Wieso?

Martínez: Es waren jeweils sehr kleine Gruppen homogener Probanden, die nur kurze Textauschnitte gelesen hatten. Es ist auch nicht klar, wie lange der Effekt andauert. Und wir wissen nicht, ob es sich um eine Korrelation oder Kausalität handelt: Bin ich besonders empathiefähig, weil ich lese? Oder interessiere ich mich für Literatur, weil ich eine besonders empathiefähige Persönlichkeit bin?

ZEIT: Dann wissen wir also nicht, ob die Literatur uns verändern kann?

Martínez: Tja, das ist eine alte Frage. Aristoteles meinte, die Empfindungen von »Jammer und Schauder«, die Tragödien in uns auslösen, führten zu einer letztlich lustvollen Reinigung von übermäßigen Affekten. Im 18. Jahrhundert erhofften sich die Autoren, dass Literatur das Mitleid in uns fördert – da sind wir dann bei Lessing, der in seiner Dramentheorie schrieb: »Wenn wir mit Königen mitfühlen, dann fühlen wir mit ihnen als Menschen und nicht als Könige.« Das war eine große Idee der Aufklärung: dass Literatur uns zu besseren Menschen und Bürgern macht. Dass wir durch sie lernen, kognitive Dissonanzen auszuhalten, uns hineinzuversetzen in fremde Erfahrungen und Standpunkte. Dass uns dies eine tolerantere, sozialere Gesellschaft ermöglicht.

ZEIT: Trägt diese Idee heute noch?

Martínez: Wenn es so wäre, müssten Autorinnen, Germanistikstudierende und Literaturprofessoren die besten Menschen sein, oder? Keine sehr plausible These. Im Übr-

gen: Was wir uns von der Literatur erhoffen, wandelt sich. In den letzten Jahren beobachte ich bei Studierenden, aber auch bei Kolleginnen und Kollegen eine starke Zählung und Pädagogisierung der Literatur. Es wird dann erwartet, dass sie affirmativ ist – also unsere je eigene Perspektive und Weltsicht abbildet oder unterstützt. Ich unterrichte überwiegend Lehramtsstudierende. Auf deren Curricula für die Schule stehen viele lebensweltlich interpretierbare Texte: *Nathan der Weise*, *Effi Briest*, *Faserland*. Schülerinnen und Schüler können sich hier mit den Hauptfiguren identifizieren und sich durchs Lernen am Modell moralisch ertüchtigen.

ZEIT: Das macht es schwer für einen Roman, der von einem Scheusal handelt ...

Martínez: Die Weltliteratur ist ja voller Schrecklichkeiten! Mord, Vergewaltigung, Tod. Die Tendenz, die wir an den US-amerikanischen Universitäten, aber mehr und mehr auch bei uns beobachten, ist: Der akademische Unterricht soll ein *safe space* sein, ein sicherer Ort. Entsprechend lautet die Erwartung, vor dem Seminarbesuch vor möglicherweise anstößigen Inhalten zu warnen.

ZEIT: Passiert Ihnen das auch hier, an der Universität Wuppertal?

Martínez: Nein, bislang nicht. Aber ich gehe inzwischen auch anders mit den Texten um, kontextualisiere etwa den Sexismus oder Rassismus von Autoren und Figuren.

ZEIT: Aus Angst vor den Studierenden?

Martínez: Nein, sondern weil ich selbst Teil dieser Entwicklung bin. Mir fällt der Chauvinismus von Faust heute mehr ins Auge als noch vor zwanzig Jahren.

ZEIT: Berührt uns Literatur heute zu sehr?

Martínez: Ich glaube tatsächlich, wir leben in einem neuen, sensibilisierteren Zeitalter. Und wünschen uns von der Literatur, dass sie uns moralisch festigt.

ZEIT: Ihnen scheint das nicht zu behagen.

Martínez: Meine Sympathie gilt einem anderen Literaturverständnis. Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset hat 1925 einen Essay geschrieben mit dem Titel *Die Entmoralisierung der Kunst*. Ortega sagt, dass der künstlerischen Ausstellung des Leidens fiktiver Figuren etwas Inhumanes innewohnt. Sie sind zur Beobachtung freigegeben – das hat etwas Voyeuristisches, sogar etwas Sadistisches. Literatur löst auf diese Weise Schocks aus, sie stellt moralische Gewissheiten infrage und überschreitet unsere inneren Grenzen. Darin liegt für mich eine große Leistung von Literatur. Wir sollten sie nicht in den Giftschrank verbannen.

Das Gespräch führten Yannick Ramsel und Anna-Lena Scholz